

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die blonde Drossel.

Roman von E. Fahr ow.
Copyright 1916 by Greiner & Co., Berlin W. 30.
(Nachdruck verboten.)

1. Kapitel.

Aus dem grauen Hause mit der Sandsteintreppe und der Säulenhalle an der Südseite trat Frau Karoline Ulrich und stemmte die Arme in die Seiten. Gleich darauf entsann sie sich, daß sie sich dies ja abgewöhnen wollte; sie ließ die Arme sinken und fuhr in der sachgemäßen Prüfung des Gespanns vor der Tür fort.

Es war ein stattlicher Landauer mit zwei stattlichen Klappen und einem ebenso stattlichen Kutscher. Dieser blickte bewegungslos geradeaus, bis seine Herrin sagte:

„Morjen, Kuste.“

„Morjen jnä' Frau,“ erwiderte er und wartete weiter. Frau Ulrich kam die Stufen herab und trat an das Handpferd heran, dem sie tastend über das rechte Knie fuhr.

„Immer noch nicht ganz in Ordnung, Kuste,“ sagte sie.

„Wird woll ooch nicht-mehr, jnä' Frau. In unsem Alter fängt man an, klapprig zu werden.“

Frau Ulrich lachte, wobei ihr großes, klargeschnittenes Gesicht plötzlich jünger ausah. Er hatte ja recht, der Kuste, sie waren alle zusammen nicht die Jüngsten mehr. Aber es ging doch noch.

„Es, ging“ allerlei noch in Frau Ulrichs reichem Hausstand und Leben, wofür andere Leute längst Ersatz geschafft hätten. Sie war aber konservativ in dieser Hinsicht, während sie politisch den allerfreiesten Ansichten huldigte.

Ein wenig ungeduldig blickte sie hinüber nach dem Eingang zu dem Nebengebäude, über dem eine große Uhr die vierte Stunde anzeigte. Doch in demselben Augenblick öffnete sich die Tür, und ihr Vermögensverwalter und Faktotum Herr Berber trat heraus, wie gewöhnlich verdrießlich und vertrodnet aussehend. Da er seine Prinzipalin warten sah, kam er eilig heran.

„Punkt vier Uhr, Frau Ulrich,“ sagte er. Dierauf zog er den Hut, wodurch er seine schimmernde Glas enthüllte, und fügte hinzu:

„Ergebenster Diener. — Wohin fahren wir?“

„Nach 'm Tiergarten,“ erwiderte Frau Ulrich und stieg ein, nachdem Berber den Wagenschlag geöffnet hatte. Er folgte ihr behende und nahm auf dem Rücksitz Platz. Anders tat er es nicht seit fünfzehn Jahren.

Auch fuhr man seit fünfzehn Jahren aus diesem fernem Osten täglich nach dem Tiergarten, was nicht hinderte, daß Berber Tag für Tag dieselbe Frage stellte und stets die gleiche Antwort erhielt.

„Ja, ja, wir sind Gewohnheitsmenschen,“ sagte Frau Ulrich nach einer langen Weile, als habe sie einen selbstverständlichen Gedankengang verfolgt. Und dann abspringend:

„Was machen wir nun mit Ihrer Nichte, Berber: So geht es doch wohl nicht, wie das Mädchel es sich denkt.“

Er nahm den Hut ab, wuschte sich mit dem feinen, duftenden Taschentuch die Stirn und räusperte sich. Dann sprach er zögernd:

„Was will ich da machen! Wer A gesagt hat, muß auch B sagen. Ich hätte sie eben nicht aus dem Hause lassen sollen.“

„Unsinn, Berber! Das ist ja bloß so eine Lebensart, wie man sie ausspricht. Warum muß man denn durchaus B sagen, wenn man A gesagt hat? Da müßte man ja auch dann C und das ganze Alphabet durch bis zu Ende herbeten! Und Ja und Amen zu allem sagen, was so ein Mädchel sich in den Kopf setzt, bloß weil man ihr erlaubt hat, sich auf eigene Füße zu stellen?“

Sie ist eben nicht leicht zu leiten, die Therese. Sie hat sich vorgenommen, daß sie ganz selbständig sei, mir nichts weiter schulden will als die gute Erziehung, die ich ihr ja gottlob geben lassen konnte.“

„Und die mehr wert ist als Geld!“ unterbrach sie ihn energisch. „Gott, der gelehrte Krimskram ist es ja nicht, der den Menschen macht, sondern die Besinnung. Aber Bildung ist — ist schon was wert!“

Dies kam mit einem vielsagenden Seufzer heraus. Herr Berber blickte seine Prinzipalin mit unbegrenzter Hochachtung an, wobei sein griesgrämiges Gesicht sich nur wenig veränderte.

„Derzensbildung!“ sprach er mit Betonung. „Auf die kommt es an!“

„Na ja, schon gut. Ich weiß schon, wie Sie es meinen. Und über Ihre Therese reden wir noch. Sehen Sie mal, die Kachelsabrik hier. Die hat auch mein Karl gegründet, das heißt, der Gedanke stammte von ihm, aus Sand auch solche bunten Dinger zu brennen. Und dann hat er seinem Freunde Salwich das Geld vorgeschossen, damit ihr anfangen konnte. Und zum Dank dafür hat ihn nachher der seine Salwich nicht mehr angesehen, als er reich geworden war.“

Berber warf einen verächtlichen Blick auf das Backsteingebäude und tat es dann mit einer fortwedelnden Handbewegung ab.

„Kränken Sie sich nicht mehr über den Menschen,“ sagte er, indem er mit künstlicher Aufmerksamkeit nach der andern Seite blickte. „Außerdem ist er ja tot, und seine Herren Söhne werden bald genug das Geld verpulvert haben. Der Wagen federt aber gar nicht mehr gut, Frau Ulrich!“

Sie überhörte diese Bemerkung wie immer, wenn Berber auf Neuerungen und überflüssige Anschaffungen hinsteuerte. Ueberdies hatte diesen Landauer noch ihr seliger Karl angeschafft, und deshalb war er ihr heilig.

Man war endlich im Tiergarten angekommen, und in der Nähe des Großen Sterns stiegen die Insassen aus.

Pünktlich wie ein Uhrwerk zog Berber ein Blatt mit Notizen heraus und wollte den täglichen Rapport beginnen.

Aber zu seinem Erstaunen legte ihm Frau Ulrich die Hand auf den Arm und sprach:

„Lassen Sie das jetzt, Berber. Ich habe anderes mit Ihnen zu besprechen, was mir wichtiger ist.“

Herrn Berbers spärliche Augenbrauen zogen sich in die Höhe. Erstens begriff er nicht, was wichtiger sein sollte als sein Geschäftsbericht, und dann wunderte er sich überhaupt über die heute so sprunghafte Manier seiner Herrin. Immerfort brach sie ab und fing von neuen Dingen an. Wurde sie etwas nervös auf ihre alten Tage?

Wer aber die große, starke Gestalt an seiner Seite betrachtete, der mußte zunächst den Eindruck einer eisenfesten Gesundheit bekommen. Das volle, kräftig gefärbte Matronengesicht, das lebhaft, klare, blaue Auge, die glänzenden, dunklen, ein wenig grau gepunkteten Scheitel, auf denen ein nicht ganz moderner Hut mit seidenen Bindbändern saß, das alles sprach von nichts weniger als Nervosität.

Und jetzt blieb Frau Ulrich stehen, stemmte wieder die Arme in die Seiten und seufzte vernehmlich.

„Ich halte es nicht mehr aus!“ rief sie. „Ich muß Sie ins Vertrauen ziehen. Ich hatte schon lange diese Absicht. Aber das ist nicht so einfach. Ich will, und ich will auch nicht.“

Berber machte „Om“ und wartete.

„Nämlich,“ fuhr sie fort, indem sie ihn bedeutungsvoll ansah, „es betrifft meinen Bruder.“

„Aha!“ sagte Berber. Es klang, als wisse er nun Bescheid; aber er wußte gar nichts.

Frau Ulrich ging weiter und sprach jetzt schneller.

„Daß ich einen Bruder hatte und daß er von jeher eine verdrehte Schraube war, das wissen Sie ja. Er ging nach Amerika, als er jung war. Und daß er drüben nicht die erhofften Goldklumpen gefunden hatte, das erfahren wir aus seinem Schweigen. Ich freilich, ich konnte damals keine Briefe erwarten, denn ich war ein dummes Ding von fünfzehn Jahren. Aber meine armen Eltern, die habe ich oft seufzen hören, daß ihr Einziger fortgegangen war, anstatt ihnen arbeiten zu helfen.“

„Das ist lange her,“ murmelte Berber. „Nachher kam ja das Glück.“

„Ach, was man so das Glück nennt! Das hätte ja auch ebenso gut ein Unglück sein können! Ich verheiratete mich eben mit Nachbars Karl, dem der Ribbenhoden gehörte, welchen wir gepachtet hatten. Denn Karls Eltern waren einfache Bildner, und meine waren sogar bloß Arbeitsleute. Und Karl und mir ist es nicht an der Wiege gesungen worden, daß wir mal mit Trakehnern fahren würden.“

„Ein Automobil wäre aber noch besser!“ murmelte Berber unsachgemäß. Er konnte es nicht lassen, es gehörte zu seinen Schwächen, immer höher hinaus mit Frau Ulrich zu wollen, als sie selbst mochte.

Sie schüttelte den Kopf.

„So ein Stinndings kommt mir nicht in die Remise!“ sprach sie energisch, „und Sie brauchen nicht immer wieder davon anzufangen.“

„Aber,“ sagte er eigensinnig, „solche Sachen sind Sie doch Ihrem Reichthum schuldig!“

„Was?“ rief sie, lauter als nötig war. „Jetzt, wo ich keinem Menschen was schuldig bin, soll ich meinen Geldsäcken etwas schuldig sein? Sie sind nicht bei Trost, Berber! Hören Sie lieber zu, was ich Ihnen erzähle, und verderben Sie mir nicht die Laune.“

„Als ob so was möglich wäre, Frau Ulrich!“

Sie lachte behaglich.

„Sagen Sie das nicht! Ich bekomme jetzt manchmal Anwandlungen von Melancholie, und dann packt mich ein Kater. Gerade in solchen Stunden reut es mich, daß ich noch gar nicht nach meinem Bruder geforscht habe. Das heißt, eigentlich wäre das ja seine Sache gewesen!“

„Natürlich wäre es das!“

„Er hat sich eben nie um mich gekümmert, dazu war er wahrscheinlich zu stolz!“

Ihr gutmütig spottender Ton ließ Berber misshütig den Kopf schütteln.

„Stolz nennen Sie das, Frau Ulrich? Eine Schleichigkeit war es! Wo er doch gehört hatte, daß Ihre Eltern tot waren!“

„Na ja, das war eben das Letzte, was er gehört hatte. Und daß ich mit meinen siebzehn Jahren in Stellung gegangen war, wußte er auch. „In Dienst!“ nannte es ganz

richtig meine gute Mutter, die es ihm schrieb. Aber ich hatte Glück, schon damals! Das alte Fräulein, bei dem ich diente, brachte mir ordentlich die Haushaltung bei, und so nebenher noch ein bißchen Bildung. Aber die Haushaltung, das bleibt doch die Hauptsache für uns Frauen.“

Berber schweig. Seine Nichte Therese, an der er Vaterstelle vertrat, war ja hier anderer Meinung; und er hielt doch etwas von ihr, so klug und hübsch wie sie bei allem Eigensinn war.

„Ja,“ fuhr Frau Ulrich fort, „und dann kam mein Karl, der Nachbars Karlene nicht vergessen hatte, und holte mich, und wir heirateten. Und ein paar Jahre darauf kam dort in unsern Osten der große Kappel, und im Handumdrehen war mein Karl Millionär. Bloß weil er das bißchen Ader besaß! Eigentlich war es doch unglaublich!“

„Und dann hat Ihr Bruder nie etwas erfahren?“

„Ich glaube nicht, denn er war doch ein „Genie“ und baute in Amerika Lustschlösser. Und er und Karl hatten sich nie leiden können. Aber das ist nun schon lange her; und nun habe ich Gewissensbisse und möchte wissen, was aus meinem Bruder geworden ist.“

Berber zog sein Notizbuch hervor, als wollte er eine Warenbestellung notieren:

„Vorname?“ fragte er. „Alter? Letzter Aufenthalt?“

„August Stod hieß er. Er muß jetzt so an die Sechzig sein. Und als wir das letztemal von ihm hörten — ungefähr vor sechsunddreißig Jahren —, da sah er in Cincinnati und „wollte“ von dort eigentlich nach Colorado. Oder nach Westindien. Er „wollte“ immer was! Aber es kam nie zu was Rechtem.“

Berber hatte die Notizen niedergeschrieben und wartete, ob er noch weiteres hören werde. Aber es erfolgte nichts mehr. Frau Ulrich war tief in Gedanken versunken, bis sie wie zur Rechtfertigung sagte:

„Wenn es ihm schlecht geht, und ich fahre inzwischen hier mit Trakehnern spazieren — das wäre doch wirklich schändlich.“

„Kann ich nicht finden! Was geht das Sie an, wenn es dem hochmütigen Herrn schlecht geht? Hat er es etwa um Sie verdient, daß Sie sich Kopfschmerzen um ihn machen?“

„Ach, Berber, wenn es jedem von uns immer bloß nach Verdienst ginge, wo kämen wir da hin! Na, machen Sie nicht Ihr beleidigtes Gesicht, ich weiß ja, Sie sind überzeugt von einer ungleichen Gerechtigkeit, schon hier auf unserer Erde! Ich bin anderer Meinung, aber darüber wollen wir uns nicht streiten. So, und nun habe ich vom Herzen herunter, was ich sagen wollte, und ich weiß, Sie werden mir die gewünschten Auskünfte verschaffen. Und nun sehen Sie mal bloß die neuen Anlagen hier an, ist das nicht ein Staat?“

(Fortsetzung folgt.)

Pfingstrosen.

Skizze von Margarethe Dandner.

Gisela Döring lehnte gedankenverloren am Fenster ihres Zimmers. Es war noch ganz früh am Morgen. Durch die Räume ihrer elterlichen Wohnung drang noch kein Laut des erwachenden Tages. Behutsam öffnete sie die Fensterlägel, um die sonnig klare Morgenluft hereinzulassen. Aus dem Garten, der das kleine Einfamilienhaus umgab, grüßten leuchtende Päonien. Pfingstrosen, die sie einst nicht gepflückt hatte und die ihr darum zum Schicksal geworden waren. Ihre Lage riß sich gewaltiam von den geister, roten Anspen los und blieb lange auf den schlanken, im Morgenswind unruhigen Zweigen der Pfingstweiden hängen. Wie leises Vibrieren feinscher Frauensoelen, die sich vom losenden Leizhauch tiefer Liebe umweht fühlten, so murrte sie das zitternde, ruheluchende Blätterpiel an.

Vor einem Jahr wäre ihr kein solcher Gedanke gekommen, gewiß nicht! Da hätte Gisela Döring noch ruhigen Herzens die vielbesungene Liebe als menschliche Schwachheit belächelt. Damals konnte sie noch nicht begreifen, weshalb sich so viele zu ihrem Sklaven machten. Nein. — Gisela Döring war kein Schwächling, sie strich diese so unfrei machende Herzensregung einfach als nicht vorhanden aus ihrem Leben. Als aber eines Tages doch der schmucke Leutnant Rolf Werner, der sie, ehe er hinauszog, gern als geliebtes Weib in der Heimat zurückgelassen hätte, vor sie hintrat und sie um ihre Hand bat, da hatte wohl ihre Minnenbauer ihn Herz schneller geschlagen und ihr Blick war sehnsuchtsam beglückt an zwei treuen, blauen Augen hingegen geblieben, bis sie diese Schwäche wieder überwinden, bis ihre Lippen wieder das alte, selbstidtere Pächeln gefunden hatten. Nein — Leutnant Rolf Werner täuschte sich sicher in seinen Gefühlen für sie. Jetzt, wo es galt, hinaus ins Feld zu ziehen, wo es ganz erklärlich war, daß die Hinausgehenden von weichen Regungen erfüllt waren, wollte

Er einen so schwerwiegenden Schritt tun. Warum, wenn er sie, wie er sagte, schon lange liebte, hatte er dann nicht schon eher gesprochen? Unwillkürlich hatte sie sich damals gestrafft, hatte ihr mit ruhigen Augen angesehen und ihm gesagt, daß sie von seiner Liebe noch nicht überzeugt sein und sich nicht entschließen könnte, einen solchen Schritt so schnell zu tun. Da war er wohl vor der Kälte ihrer Worte zurückgewichen und hatte doch noch einmal nach ihrer Hand gefaßt: „Ich kann es nicht glauben, Gisa, was du mir da sagst. Ich weiß doch, daß deine Augen mir oft gefolgt sind, ich fühle doch so oft deinen erwidrenden Blick.“

Einen Moment schienen ihre Augen haltlos in dem heißen Strahl seiner Blicke zu verfangen — dann aber zog es wie leises Erschrecken durch ihre Seele. — Er ahnte ihre Liebe und hatte doch so lange geschwiegen? Und mit einem Mal war die ganze Sprödigkeit ihres Wesens wieder mit doppelter Macht hervorgebrochen. Als schämte sie sich dieser momentanen Schwäche, die sie durch ihr Zögern schon verraten glaubte, drängte sie fast schroff seine Hand zurück. „Gisa,“ hat er noch einmal mit bewegter Stimme, „ich habe dich über alles lieb, und ich glaube dich auch besser als die andern zu kennen, und darum, wenn du dich heute noch nicht entscheiden kannst, komme ich morgen noch einmal in das Haus deiner Eltern. Darf ich?“ Darauf hatte sie geschwiegen, bis er mit gedämpfter Stimme weiter sprach: „In eurem Garten knospen jetzt die schönsten Pfingstrosen, davon sollst du mir morgen eine geben, als Antwort, Gisa, die mich beglücken soll. Wenn aber keine für mich blühen sollte, dann —“ Er sprach nicht weiter. Der feste Druck seiner Rechten aber verriet ihr, daß er nicht ohne Hoffnung ging.

Sie schenkte ihm an jenem Pfingstfest keine Rose, trotzdem sie die ganze Nacht schlaflos, sehrend verbracht, trotzdem in ihrem Innern leise wärmend eine Stimme mahnte: „Nur manchmal flüchtig im Vorübergehen streift unsere Sitten ein kurzes, schönes Glück!“ Und ihr wollte das Glück jetzt die Hand bieten, wollte bei ihr bleiben, wenn sie es nur begehrte. Mit zitternden, zogenden Fingern tastete sie damals nach der roten Glücksbilume, bis ihr diese doch wieder vom Mißtrauen und Zweifel aus der Hand gewandert wurde. — Warum hatte er nicht schon eher gesprochen? Wolte er sich, falls er verwundet zurückkam, nur dauernd eine Pflegerin sichern?

Was ihr Rolf Werner gewesen war, das wurde ihr erst völlig klar, als er an der Spitze seiner Kompanie an ihrem Fenster vorbeifuhr, ohne auch nur einen einzigen Blick herübergeschickt zu haben. Seit der Zeit fühlte sich Gisela Döring einsam.

Ein Jahr war darüber hingegangen. Solch hangende Sehnsucht aber, wie ihre das heutige Pfingstläuten im Herzen weckte, glaubte Gisela während all der Zeit noch nie gefühlt zu haben. Langsam schritt sie in den Garten hinunter und sann darüber nach, wie es wohl Rolf Werner, der seit zehn Tagen hier im Lazarett weilte, gehen mochte.

Als sie später wieder, einen vollen Strauß der schönsten Pfingstrosen im Arm, dem Hause zuschritt, kam ihr in lachendem Uebermut ihre jüngere Schwester Gisela entgegengetrallert: „Schön guten Morgen, Gisel!“ Sie legte ihren Arm um Gisa und zog sie mit auf die Gartenbank. „Wie das nach Pfingstmaien duftet — einfach himmlisch! Aber sag' mal, warum hast du denn so viel Pfingstrosen geraubert? Wenn nur wenigstens Rolf Werner käme, aber so, einfach bloß für uns die Blumen ins Zimmer zu stellen.“

„Wenn wenigstens wer käme?“

„Na — Rolf Werner! Früher kam er immer gelaufen, und jetzt läßt er sich so betteln!“

„Gisela!“ — Gisela blidte ihre Schwester so entsetzt an, daß diese hell anlachen mußte. „Oud mal nicht so böse, mir hat der arme Mann leid getan. Ich hab' nämlich gestern dort in der Laube gesessen und hab' beobachtet, wie er hier herübergeschaut hat, als er an unserm Haus vorüberging. Na, und da hab' ich Mitleid gehabt und hab' ihn eben für Pfingsten eingeladen. Und weißt du, was der Undankbare geantwortet hat? Er könnte nicht kommen, Pfingsten wäre ihm kein schönes Fest, das könnte er nicht unter fröhlichen Menschen feiern. Da hab' ich ihm gesagt, er soll mir nicht so viel vorlaugen — ich wäre doch zu Otern konfirmiert worden!“

„Du bist ein entsetzlicher Kindskopf!“

„Du! — hab' mal gefälligst etwas Respekt vor mir! Ich bin jetzt eine Dame!“

Gisela hatte die Pfingstrosen mit in ihr Zimmer genommen. Das Gepolde ihrer Schwester ließ sie kaum bezwungene Sehnsucht wieder jäh aufflammen. In Sinnen verloren, schaute sie die Straße hinab, nach der Richtung, wo das Lazarett lag. Sie hatte lange träumend am Fenster gelehnt, bis sie auf dem Weg, der an ihrem Elternhaus vorbeiführte, langsam einen jungen Offizier in Feldgrau, der den rechten Arm in der Binde trug, daberkommen sah. — Das war Rolf Werner! Wolte er doch Giskas Einladung Folge leisten? — Nein, so wie sie ihn kannte, tat er das nicht. Es wäre ja auch noch für einen Besuch viel zu früh gewesen. — Immer näher sah sie ihn kommen. Jetzt ging das Glück noch einmal vorbei! Als er aber an ihrem Fenster vorbeischrütt, da wußte Gisela Döring gar nicht, wie es geschehen war. Ihre Hand hatte plötzlich eine vollerbblühte Pfingstrose ergriffen und ihm diese zugeworfen.

Daß Rolf Werner die Blume aufhob, nach ihrem Fenster

schaute und im Weitergehen die Rose immer und immer wieder betrachtete, beobachtete Gisela nicht mehr; denn sie war über ihr Tun, das ihr eigentlich hinterher erst zum Bewußtsein gekommen war, erschrocken ins Zimmer zurückgewichen, wo sie alle Bangigkeit ihres Herzens in erlösenden Tränen besetzte, die gleich erlösendem Blutentau das zarte Emporkommen ihrer so lang' verborgenen Liebe regten.

Großmutter's Garten.

Erzählung von Paul Alexander Schettler.
(Nachdruck verboten).

Großmutter's Garten lag vor der Stadt, vor dem Tore, wie man früher zu sagen pflegte. Aber Stadttore gab es schon zu Großmutter's Jugendzeit nicht mehr, oder sie hatten wenigstens keine Bedeutung mehr. Sonst hätte auch wohl Urgroßvater nicht draußen das Grundstück ankaufen können, auf welchem er den Garten und das Sommerhaus anlegen ließ.

Das war ein Garten! Nicht so, wie heute Großstadtgärten sind, klein, eng, dürrig bepflanzt; nein, wie ein Märchengarten war er, von verschwenderischem Reichtum an hohen, alten Bäumen und dichtem Strauchwerk, voller heimlicher Märchenwinkel, unheimlicher Kauerbuckel, der fröhlichen Kinderchar wartend, die darin haufen sollte, und der Erwachsenden, sich der Bracht zu erfreuen.

Arme Großstadtkinder, was wißt ihr von Gärten, und ihr armen Großstadtkinder! Ihr hättet Großmutter's Garten kennen sollen.

Damals freilich, als Urgroßvater ihn anlegen ließ — die Wildnis kultivieren ließ, besser gesagt — war Großmutter noch jung. Aber die Bäume standen schon damals wie uralte Märchenriesen voll dichten Laubes, die Hecken waren undurchdringliches Gestrüpp, durch das man mit Mühe Wege rodet, die mit Kies bestreut wurden. Und eine Laube ließ Urgroßvater bauen, die hieß das Sommerhaus und lag an der äußersten Ecke des Gartens auf einem kleinen natürlichen Hügel, von dem aus man den Ueberblick über den Garten genießen konnte. Und weil das Sommerhaus so idyllisch lag, war es der Lieblingsplatz der Familie.

Sobald die ersten warmen Frühlingstage ins Land zogen, hielt es Urgroßvater nicht länger in der Stadt. Er brach mit Kind und Kegel auf. Man wanderte hinaus vors Tor in den Garten. Dort spazierte man, pflanzte man, erntete und genoss die Natur. Die Alten plauderten, die Kinder tollten bis zur anbrechenden Dunkelheit, die zum Heimgehen mahnte.

Nicht jeder hat in der Stadt einen so schönen und großen Garten, wie Urgroßvater. So kamen denn auch oft Verwandte und gute Freunde, die Familie in ihrem stolzen Besitztum zu besuchen. Auch Spielgefährten der Kinder. Als dann die Kinder größer wurden und die älteste Tochter — Großmutter — in das Alter kam, daß sich die jungen Herren nach ihr umfahen, wurden nicht selten auch Feste mit Gesellschaften im Garten abgehalten. Und eines Abends beim Aufbruch vermißte man zwei junge Leutchen, die Großmutter und den Großvater, sie waren plaudernd ein wenig länger im Sommerhause zurückgeblieben, und der Duft des Jasmins und das frühabendliche Schlagen der Nachtigall hatte ihnen die Herzen geöffnet und ihre Lippen sich finden lassen.

Als dann die Hochzeit stattfand, gingen Großvater und Großmutter: — damals noch ein blutjunges Paar — hinaus in den Garten und pflanzten eine junge Linde neben dem Sommerhaus. Und das Häuschen, in dem sie dann oft saßen, schmückte das junge Bäumchen, daß es sich von Jahr zu Jahr redte und entwickelte. Mit dem Baum wuchs das Glück der Familie.

Wald tollten wieder Kinder durch den Garten, erkundeten seine Verstecke, erlauschten seine Märchengeschichten oder lernten aus ihm, als aus einem lebendigen Buche, in dessen Blätter Natur und Zeit geheimnisvolle Runen schrieben. Dann erwuchs auch diese Generation und setzte neue Reiser an. Großvater starb. Großmutter überlebte ihn. Längst ward sie Großmutter genannt, und der Garten ihrer Jugend und ihres Eheglücks hieß Großmutter's Garten. Denn sie, die Altgewordene, einzig Ueberlebende jener Generation, ward die Bewahrerin und Pflegerin dieses Familienbesitzes.

Nun tollten schon ihre Enkel auf den Wegen, auf denen Generationen sich getummelt hatten. Immer neue Freude wachte der Garten, oder waren es die alten Wunder und Freuden, die der ehrwürdige nicht müde wurde, auch den Jüngsten wieder zu zeigen? Und Großmutter sah in der Laube und lächelte.

Sie sah die Gegendwart und lebte in der Vergangenheit. Ueber ihrem weiß gewordenen Scheitel aber redte sich hoch in den Himmel eine breitläufige Linde. Die Laube aber, die Generationen fremdbüßig unter ihrem grünmraunkeln Laube Gastrecht gewährt hatte, sie war jetzt doch ein wenig müde und windstief geworden. Sie lehnte sich an den starken Stamm an, wie ein altes Mütterchen an ihren starken Sohn. — Wie im menschlichen Leben, nickte die Großmutter lächelnd.

Die Zeit, die Zeit! ladete sie kopschüttelnd, was sind Stunden, Tage und Wochen? Sie zerfliehen in ein Nichts — und türmen sich doch auf zu Jahren, und Jahre türmen sich auf Jahre; höher und immer drohender redt sich die Zeit. Ein Nichts kommt, wächst, wird groß und verdrängt das Große, Starke, daß es zusammensinkt, bald wieder ein Nichts. — — Rue der Garten,

Wenn auch in ihm alles wächst und vergeht, in ihm ist etwas Dauerndes, Festes, er trost der Zeit.

Und Großmutter sah nicht, daß auch schon für den Garten die Zeit seines Endes herbeibrach, die Zeit, die keinen Platz für märchenhafte Gärten hatte.

Die Stadt wuchs und schickte die ersten feineren Kolonnen ins Vorland. Da, wo ehemals Wiesen und Felder, Gräben und Wäldungen waren, schossen Häuser aus dem Boden, nächsteher Mieskajernen mit kalter, plumper Geprächtheit, Fabriken mit hohen Schornsteinen, Plätze und Straßen, in denen das Leben lärmte.

Zuerst schien es, als wollten sie die ähner Stadt umzingeln. Aber nein, es kam ihnen auf das freie Vorstadigelände an. Das sollte der Bedauern erschlossen werden.

Und immer näher rückten die feineren Vortruppen, als hätten sie es auf Großmutter's Garten abgesehen.

Schon stellten sich fremde Männer ein, Großmutter zur Hergabe des Gartens zu bewegen. Großmutter aber schüttelte erst den Kopf. Sie würde ihn nie und nimmer herausgeben, den Garten, mochte er auch rings von Häusern eingeschlossen werden.

Das geschah rascher, als man sichs verah. Näher und näher rückten die neuen Steinkolonnen, und bald starrten die ersten Bauwerke mit hundert neugierigen Augen über und durch die Bäume dreist in den Garten hinein.

Sie hatten ihn umstellt, wie ein Jäger das Wild. Er war eingeschlossen in eine Mauer von Stein, umbrandet vom Leben der Großstadt. Seine Stille, seine Verschwiegenheit, sein Fauber waren dahin. Wie ein eigenwilliger Alter, der sich nicht in sein Los schicken will, sah er in die Welt, die sich um ihn aufgerichtet hatte.

Noch einmal an einem warmen Frühlingsstage ließ sich Großmutter im Krankenschul in den großen alten Garten fahren. Mit dem Eigensinn des Alters sah sie nicht in das entstellte Bild des Gartens. Während der Riss unter den Mädem des Wagens leise knirschte, ließ sie ihre Augen über alle Plätze und alle Winkel schweifen und schlüßerte: „Wie schön, wie schön!“

Ein paar Tage darauf starb Großmutter. Sie hatte den Garten zum letzten Male gesehen.

Mit Großmutter's Tode war es auch mit dem Widerstand des alten Gartens gegen die neue Zeit vorbei. Man teilte ihn auf, und auf seinem Boden erwachsen Häuser und Höfe, Stück für Stück fiel von ihm ab.

Noch ehe im Herbst die Blätter von den Bäumen sanken, war es mit der Herrlichkeit des alten Gartens vorbei. Zuletzt stand noch Großmutter's selbstgepflanzte Linde, an die sich die alte vermoderte Laube in den Jahren geklebt hatte.

Nicht lange stand der alte Baum. Auch an seinen Stamm legte sich der blanke Zahn der Vernichtung und riß und biß mit wollüstig freischender Gier in sein Holz. Ein Zittern — der Schauer des Todes — lief durch das Geäst des Baumes, dann neigte er sich und brach stöhnend zu Boden. Mit ihm sank die alte Laube in sich zusammen, wie ein Kartenhaus.

So erwartete auch dieses letzte Stück'n Erde zu Stein, und nicht ein einziges grünes Halmchen blieb von Großmutter's Garten, nicht ein einziges.

Vermischtes.

* Ein neuer Vorschlag zur Kaninchenzucht. Die Frage der Verwertung von Kaninchen als Nahrungsmittel wurde bei uns zur Kriegszeit bereits mehrfach aufgeworfen, ohne daß man hierbei zu einem wirklich positiven Ergebnis gelangt wäre. Im allgemeinen liegt der Deutsche nach wie vor eine mehr oder weniger ausgeprägte Abneigung, vor dem Kaninchenfleisch, während in Frankreich das Kaninchen als billige Volksnahrung, in England sogar als Lederrißsen auf der Tafel der Reichen schon seit langem geschätzt wurde. Nunmehr schlägt W. W. Bedatte im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Meer und Land“ eine neue Art der Kaninchenzucht vor, die auf billigen Wege ein auch für unseren Geschmack schätzenswertes Kaninchenfleisch hervorbringen könne. Er meint nämlich, daß das Fleisch unserer Kaninchen nur darum so wenig schmackhaft sei, weil es sich ausnahmslos um dumpf dahingeatmete Stalltiere handelt. Während die Franzosen sich hieraus nichts machen, würden die Deutschen sich in dieser Beziehung hinsichtlich der Geschmackseinstellung kaum ändern. Das eurolische Wildkaninchen läßt man auf Jagdbesitzungen in völliger Freiheit aufwachsen, es wird wie Wildpret geschossen, schmückt ausgezeichnet, kann aber niemals ein Volksnahrungsmittel werden, weil der Schade, den die Kaninchen in ungebundener Freiheit verursachen, auf die Dauer nur von einem sehr begüterten Liebhaber ausgehalten werden kann. Der neue Vorschlag Bedatte's zielt nun dahin, zwischen den genannten beiden Extremen einen Mittelweg zu wählen, nämlich künstliche Kaninchenkolonien im Freien anzulegen. Als Zuchttiere würden sich hierfür nicht die ausländischen degenerierten Kaninchen, z. B. die „belgischen Riesen“ eignen, sondern die deutschen Silberkaninchen, die jedes Wetter, jedes Futter, jede Behandlung ohne Schaden ertragen, niemals die

Räude bekommen und selbst nach dreimaliger Inzucht nicht merklich degenerieren. Zweck des neuen Zuchtstems ist nicht, wie bisher nur den Sport im Auge zu haben, sondern ihm Fleisch und Fell voranzusehen. Zu diesem Zweck sollen die deutschen Silberkaninchen in sandigem, wettergeschütztem Land ausgefetzt werden, in einer mit Dornenbeden, weichen Grasarten und Kleeart bedeckten Kolonie. Hier sollen künstliche Bäume im Freien angelegt werden, sog. kleine Wildparke mit Schlupfwinkeln und sonnigen Sandplätzen. Das ganze Landstück ist ringsum bis zur Tiefe von 1 Meter mit einem unterirdischen Zementwall zu umgeben, um das Durchgraben der Kaninchen, gleichwie das Einschleppen von Raubzeug zu verhindern. So können die Kaninchen vom Stall wieder in die Freiheit zurückgeführt werden, sie würden in der gewünschten Weise verwildern, zum Vorteile des Geschmacks ihr Fleisch verändern, ohne den in völliger Freiheit üblichen Schaden anrichten zu können. Fleisch und Fell würden demnach die bei uns bisher nicht bekannte Güte erhalten, und auch der Sport läme nicht zu kurz, da man die Kaninchen in der Kolonie nicht mit Säcklingen fangen, sondern gereizt mit der Hinte schäßen sollte. So würde aus dem in Deutschland bisher mißachteten Kaninchen in verhältnismäßig kurzer Zeit ein erstklassiger Sonntagsgesetz werden.

* Times-Anzeigen. Der unterzeichnete Kommandant einer Infanterie-Abteilung an der Westfront ersucht dringend um sofortige Uebersendung von Tennisschlägern, die auch eine Art Munition darstellen, indem sie den Offensivgeist der Soldaten wachhalten. Es gilt kein bloßes Vergnügen, sondern das praktische Wohl der Nation. — Die Ausbildungsschule für weibliche Schullehrer sucht Beglinge! Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß jede Frau eine eigene, ihr passende Uniform mitbringen muß.

Gießener Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Sättigende Suppe. Eine große Zwiebel wird in dünne Scheiben geschnitten, in etwas Fett und wenig Wasser reich gedämpft. Ist das Wasser verdampft, so gibt man feingeschnittenes Suppengrün dazu und läßt es ebenfalls andünsten, gießt die nötige Menge warmes Wasser daran und fügt 1/2 Pfund Gerste oder Haferflocken hinzu, läßt sehr weich kochen, treibt durch, gibt entweder rohe oder besser vorher gekochte, in Scheiben geschnittene Kartoffeln noch warm dazu.

Gedämpfte Kartoffeln mit Zwiebeln. Am besten eignen sich kleine, runde Kartoffeln, die geschält und gewaschen werden, bis sie ganz weiß sind. In 4 Pfund Kartoffeln rechnet man 1 Teller feingewiegte Zwiebeln, belegt die Kartoffeln lagenweise damit, fügt etwas Fett hinzu, salzt und pfeffert nach Geschmack, gießt so viel Wasser daran, daß sie knapp bedeckt sind, und läßt sie fest zugedeckt weichdämpfen.

Gebadener Spargel mit Haferflocken. Die Haferflocken werden mit kaltem Wasser aufgestellt und weich gekocht, was nach dem Ankochen in der Kochkiste geschehen kann. Um recht sparjam zu verfahren, gießt man von der Flüssigkeit etwas zu Suppen ab. Die zurückbleibenden Flocken läßt man erkalten, während man dünne, geschälte, in Stücke geschnittene Spargelstangen halbgar kochen läßt. Die Haferflocken mischt man mit etwas Salz, wenn man es daranwenden will — mit einem Ei, etwas geriebener Ruskatmus und den Spargelstücken, füllt die Masse in die mit Fett ausgefettete Blechform, bestreut sie mit Reibbrot und Fett und läßt die Speise 50 bis 60 Minuten in mäßig heißem Ofen braten. Kann man die Oberfläche mit etwas geriebenem Käse bestreuen, so ist die Speise um so pikanter im Geschmack.

Bilderrätsel.



(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des magischen Quadrats in voriger Nummer:

W A L L
A L O E
L O R D
L E D A